

Das Leben des Solothurner Patriziats : aus einem Reisebericht

Autor(en): **Studer, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **56 (1983)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS LEBEN DES SOLOTHURNER PATRIZIATS

(Aus einem Reisebericht)

Von Charles Studer

Wie lebte das solothurnische Patriziat im 18. Jahrhundert? War es von weltmännischem Geist durchdrungen, wie man das in euphorischem Rückblick vielfach haben will? Wie es wirklich war, können uns nur unvoreingenommene Reisende schildern. Mit einer Reihe von derartigen Zeugnissen hat uns schon Fritz Grob in seinem Werk «Schriftsteller sehen Solothurn» bekanntgemacht.

Eine weitere, besonders pikante Darstellung über den Zustand in der St.-Ursen-Stadt stammt aus einer Reihe von Briefen, die 1739 unter dem Titel «Amusemens des Bains de Bade en Suisse, de Schintznach et de Pfeffers» erschienen sind. Als Verlag wird Samuel Harding in London erwähnt. Wir wissen aber heute, dass das Werk in Zürich gedruckt wurde. Jedoch war es in der damaligen Zeit bei kritischen oder erotischen Werken üblich, den Druckort zu verschleiern, um der obrigkeitlichen Zensur ein Schnippchen zu schlagen. Eine deutsche Übersetzung vom gleichen Jahr gibt als Herausgabeort Danzig an.

Das Geheimnis um den Namen des Verfassers konnte inzwischen gelüftet werden. Es ist David François de Merveilleux, der diesen fingierten Reisebericht geschrieben hat. Seine Familie stammte ursprünglich aus dem Waadtlande, wurde dann aber in Neuenburg sesshaft. Er war Doktor der Medizin, betätigte sich aber auch im diplomatischen Dienst. So war er Sekretär und Dolmetsch des Königs von Frankreich in den III Bünden. Er starb 1748.

Die von ihm publizierten «Briefe» müssen aus einigen Jahren vor der Drucklegung stammen. Sie schlagen alles andere als wohlklingende Töne an und stellen uns die Solothurner «Gesellschaft» mit sarkastischem Untertone vor. Vor über 130 Jahren sind sie in deutscher Übersetzung im «Wochenblatt für Freunde der schönen Literatur und vaterländischen Geschichte» (1846; Nr. 11, S. 43, Nr. 16, S. 61f.) ohne jeglichen Kommentar erschienen. Es rechtfertigt sich, sie mit einigen Ergänzungen erneut aus der Vergessenheit hervorzuholen.

Für den Briefschreiber ist Solothurn vor allem die Stadt des französischen Ambassadors. Es war der Marquis de Bonnac, der in diesen Jahren, von 1727 bis 1736, das hohe Amt bekleidete und einen massgebenden Einfluss auf die solothurnische Politik ausübte. Durch seine Festlichkeiten war er berühmt geworden, so 1729 bei der Geburt des Dauphin sowie beim Einzug der eidgenössischen Gesandten zur ausserordentlichen Tagsatzung in Solothurn, die die Allianz mit Frankreich erneuern sollte. Doch scheiterte er hier.



Doch hören wir den «Reisebericht»:

«Die Stadt Solothurn ist überaus wohl gelegen. Ich will sie aber nicht beschreiben. Mein dortiger Aufenthalt ließ mich diese Stadt als eine Citadelle betrachten, welche den Ambassador Frankreichs zum Gouverneur hat. Die schöne Welt versammelt sich allabendlich bei der Frau Gesandtin, wo man spielt und zu Nacht speist. Die Spieler werden am liebsten gesehen, während die übrigen Höflinge nicht sonderlich beachtet werden.

Diese Dame, Mutter von mehr als einem Dutzend Kinder, hat ein sehr angenehmes Aeußeres, ist jedoch etwas stolz und behandelt die Frauen von Solothurn, welche ihr den Hof machen, ziemlich von oben herab. Sie verspielt ihr Geld auf die nobelste Weise, während die Uebrigen sich beim Spiele sehr knauserig benehmen. Ich mußte meine ganze Kaltblütigkeit zusammen nehmen um nicht herauszuplatzen, als ich bei ihr an der Partie saß, da einer der Mitspieler, der Bruder des Obersten der Schweizergarden, die fürchterlichste Gewohnheit hatte, die ich je gesehen. Er streckt nämlich unaufhörlich die Zunge heraus, bald auf diese bald auf jene Seite, fast bis zu den Ohren; es ist die abscheulichste Physiognomie die ich je gesehen. Aber er ist reich und deshalb trotz seiner schlimmen Gewohnheiten überall wohl angesehen, obschon er gewiß weder in Frankreich noch in Deutschland in Damengesellschaft gelitten würde.»

Wer war wohl der Mann, der hier – nicht gerade sympathisch – geschildert wird? Es muss sich um Peter Josef Besenval, 1671–1736, Stadtschreiber und später Stadtvenner, handeln. Er war der wichtigste Vertraute des Ambassadors und diente ihm sowohl als offizieller als auch als geheimer Unterhändler. Als Exponent der franzosenfreundlichen Partei spielte er in Solothurn eine bedeutende Rolle. Daher sein Ansehen, das er am Ambassadorshof genoss. Wie der Briefschreiber vermerkt, war er der Bruder von Johann Viktor Besenval, dem Kommandanten des Schweizer-Garderegiments, der durch seine polnische Heirat und als Erbauer der schönen Schlosskapelle der Waldegg bekannt wurde.

Folgen wir aber weiterhin unserem Berichterstatter:

«Während nun aber die Frau des Hauses am Spiele sitzt, hält sich der Ambassador mit denen, die ihm Gesellschaft leisten wollen, im Nebenzimmer auf, wo geraucht wird. Er ist ein Mann von sehr gewandtem Geiste, der sicher die Geschäfte seines Herrn bestens besorgen wird, so lange sie mit seinem eigenen Vorteil im Einklang sind. Man hat mir versichert, der Gesandtschaftsposten in der Schweiz sei einträglicher als die bestbezahlte Ehrenstelle in Frankreich. Er wird in der Regel für zwölf Jahre vergeben; aber wer ihn einmal innehat, sucht ihn so lange zu behalten, als es nur irgendwie möglich ist.



Der Haushalt des Ambassadors ist groß; seine ganze Familie erfordert eine Menge an Dienstpersonal. Bei Tisch wird er serviert wie ein deutscher Edelmann. Seine Kinder und die übrigen Familienmitglieder in der Zahl von zehn oder elf belegen bis vierzehn Gedecke. Am Abend erhalten die Spielerinnen die besten Plätze.»

Nun werden die Damen der solothurnischen Gesellschaft einer kritischen Prüfung unterzogen:

«Die Damen Solothurns, welche ich in den Gesellschaften und Concerten des Herrn Ambassadors sah, waren ziemlich geschmackvoll gekleidet. Sie möchten es den Frauen vom Stande nachtun, aber weder ihre Sprache noch ihr Benehmen sind darnach. Ihre Art, das Französische auszusprechen, würde einen deutschen Studenten erschrecken; auch der deutsche Dialekt, der in Solothurn gesprochen wird, ist sehr grob, und die Aussprache rauh, und ein echter Sachse würde sie kaum verstehen, wenn sie deutsch sprechen.»

Wirklich nicht gerade schmeichelhafte Worte. Wurde damals in Solothurn ein «français fédéral» gesprochen? Der Briefschreiber fährt fort:

«Die Sitten der Mädchen in den untern Ständen sind ziemlich locker, dagegen sind die Töchter aus guten Häusern höchst eingezogen und tugendhaft.» (!)

Auch die Herrengesellschaft kommt nicht gerade gut weg:

«Die Herren, welche das Haus des Ambassadors nicht besuchen, versammeln sich auf den Zunfthäusern, und unterhalten sich dort auf die Weise kleiner Reichsstädter, trinkend, rauchend, grobe Kolationen zu sich nehmend und um einen Satz von sechs Kreuzern das Triumphspiel spielend.

Doch sind diese Herren gewöhnlich alte Offiziere, die in Frankreich gedient haben; sie legen aber die französischen Sitten ab, wie man sein Taghemd ablegt um das Nachthemd anzuziehen. Sie sehen den Ambassador bloß am Sonntag vor der Messe und fluchen oft über Frankreich, wenn sie unter sich sind; aber in Gegenwart des Botschafters der Krone, von welcher sie ihre Pensionen beziehen, sind sie so geschmeidig wie ein Handschuh. Die Bürgerschaft ist die müßiggängerische die es geben kann, und wird vom Gesandten durch kleine Freigebigkeiten, welche er ihnen von Zeit zu Zeit zu gut kommen läßt, in ihrer Faulenzerei mit Fleiß unterhalten. Aus dieser Beschreibung ersehen Sie, daß das Leben, welches man hier führt demjenigen einer Garnisonsstadt ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern; jeder treibt nach seinem Stande vom Kleinsten bis zum Größten. Die Geistlichen, denen der Anstand verbietet, die Wirtshäuser zu besuchen, versammeln sich bei der Flasche in Privathäusern.

Dieser Kanton hat vor Zeiten der Schweiz große Männer geliefert; kaum findet man jetzt die Leute, den Rat würdig zu besetzen. Gewöhnlich treten die Söhne von Familie in den großen Rat, worauf man sie in französische Dienste schickt, damit sie standesgemäß leben können. Es ist dieß ein Mittel, welches Frankreich angewendet hat um sich des Kantons vollständig zu bemeistern. Der Gesandte und die Gesandtin bewerben sich für ihre Schützlinge um die ledigen Aemter und Stellen, und vermitteln die Heiraten und die Verbindun-

gen der verschiedenen Familien mit Hülfe der Pensionen die man den einen nimmt, um sie den andern zu geben. Die Krone Frankreichs hat den Grundsatz, es möglichst zu verhindern, daß irgend ein Schweizer sich zu hoch erhebe, und wenn sich irgend ein hervorragender Geist der französischen Partei furchtbar gemacht und dadurch dem Botschafter der Krone Gnaden und Pensionen abgedrungen hat, so wird man es nach seinem Tod stets seine Kinder entgelten lassen, und denselben die gewährten Wohltaten wieder entziehen, um damit neue Anhänger zu erkaufen. Freilich gibt es Kompagnien in französischem Dienste, welche sich von Vater auf Sohn vererben; es sind dann aber solche, welche auf Kosten der betreffenden Familien geworben wurden. Eine Kompagnie von zweihundert Mann ist zehntausend Livres Renten wert; wer eine solche besitzt kann dann noch seine jüngern Brüder oder Verwandten bei derselben als Subaltern-Offiziere unterbringen.»

Auch mit der Jugend war es nach dem Briefeschreiber nicht zum besten bestellt:

«Die solothurnische Jugend besitzt selten eine gute Erziehung; das Jesuiten-Kollegium ist schlecht; von da kommen die jungen Leute sogleich in den Dienst. Man hat mir beteuert ein Tanz- oder Fechtmeister würde sich ohne das Haus des Gesandten kaum durchbringen können. Selbst die Reicheren verwenden wenig auf die Erziehung ihrer Kinder. Die sehr adelige Familie der M. hat einen einzigen Sohn, der mit gemeinem Volke und Handwerkern in den Kneippen herum zieht. Sein Vater will ihn nicht verheiraten, so daß man dieses Geschlecht als ausgestorben betrachten kann.»

Wer war dieser «M.», der hier erwähnt wird und der aus sehr adeligem Hause stammte. Es dürfte niemand anders sein als der damals junge, etwas über 20 Jahre alte Georg Jakob Stäffis-Montet. Er hat immerhin nach seinen Sturm-und-Drang-Jahren in Solothurn später seinen Mann gestellt, wurde in Frankreich Brigadier und Feldmarschall. Er war der Besitzer des schönen Montetshofes an der St.-Niklaus-Strasse und starb, 75jährig, als Junggeselle im Jahr 1787. Er war tatsächlich der Letzte seiner Familie.

Unser Gewährsmann fährt mit weitem Seitenhieb auf die städtische Bürgerschaft fort, mit der es so schlecht bestellt sei, dass sie nicht einmal eine anständige Kompagnie stellen könnte. Aber hören wir ihn selbst:

«Der Stand Solothurn mag einen Schatz von zwei Millionen, und ungefähr fünfzigtausend Thaler Einkünfte besitzen, die Gnadengelder des Königs inbegriffen. Dieser Kanton kann sechs bis acht tausend Mann schöner Militz unter die Waffen stellen, aber mit der kleinen Bürgerschaft der Stadt ist es so schlecht bestellt, daß sich,

die Ratsglieder ausgenommen, kaum eine anständige Kompagnie daraus bilden ließe, weder dem Aussehen noch dem Geiste nach. Ich hätte Mühe zu glauben, was ich schreibe, wenn ich nicht selbst Augenzeuge von dem gewesen wäre, was ich Ihnen schildere.»

Zwei Persönlichkeiten in Solothurn finden in der Folge die besondere Beachtung unseres «Reisenden»:

«Unter den Offizieren des Königs von Frankreich, die der Ambassade zugeteilt sind, habe ich zwei von sehr verschiedenem Charakter angetroffen, beide ‹secrétaires-interprètes›. Der eine war vordem Hauptmann im Schweizer-Garderegiment, ein Freund des Vergnügens, von Haus aus scherzhaft aufgelegt, geistreich. Er ist das Vorbild der Solothurner Jugend. Einen Teil ihres liederlichen Benehmens muß man allerdings ihm zuschreiben. Ich mußte ihm in allem zustimmen, um etwas über die Hintergründe der solothurnischen Politik zu erfahren. Sein Geist ist der Lebensfreude zugewandt; auch ist er ein starker Raucher. Ihm verdanke ich alles, was ich über die Verfassung von Solothurn weiß.»

Bei diesem Beamten der Ambassade handelt es sich zweifelsohne um Robert Vigier von Steinbrugg. Er ist 1679 geboren. Nachdem er Kommandant einer Halbkompagnie im Garderegiment gewesen war, kam er 1712 nach Solothurn zurück, wurde «Conseiller du Roi et secrétaire-interprète de sa Majesté près des Liges Suisses». Vielfach wirkte er als inoffizieller Vertreter der Ambassade an den Tag-satzungen und sogar bei eidgenössischen Konflikten. Er starb unverheiratet 1752.

Dann fährt der «Briefschreiber» fort:

«Der andere Beamte ist Neuenburger. Es scheint mir, er genieße nicht das volle Vertrauen des Ambassadors. Er war beordert mich zu unterhalten. Als ich auf eine Audienz wartete, hat er mir viele Rat-schläge erteilt, die mir auf meiner Schweizerreise von großem Wert waren. Er hätte ein besseres Los verdient. Aus Diskretion werde ich aber seinen Namen nicht nennen. Aber um ihm gerecht zu werden, muß ich erwähnen, daß er der Mann ist, der am besten die Schweiz kennt. Seine Haltung ist verschieden von der seines Kollegen. Wenn er auch zum Scherzen aufgelegt ist, spottet er nie ohne Grund. Mög-licherweise ist er derjenige aller Schweizer, der am besten Frankreich gedient hat und der am wenigsten belohnt wurde. Die andern Leute, die ich in Solothurn sah, schienen mir eines Kontaktes nicht würdig.»

Wer ist dieser Neuenburger? Vermutet kann nur werden, dass es niemand anders ist als der Verfasser der Zeilen selbst.

In einem spätem Brief aus Baden, als sich dort gerade die Tagsat-zung versammelte, kommt der Briefschreiber erneut auf Solothurn zu sprechen:

«Eine der gesuchtesten Staatsstellen ist diejenige eines Groß-Weibels. Derselbe muß zwar ebenfalls die Farben der Stadt auf den Schultern tragen, wenn er zu Pferde und den Kindern Nüsse auswerfend die Märkte ankündigt. Aber nichts desto weniger bewerben sich Männer aus den ersten Ständen um dieses Amt, denn es ist damit das Präsidium eines Tribunals und die Aussicht auf eine der besten Landvogteien des Kantons verbunden. Uebrigens ist das farbige Amtskleid vom feinsten Sammet und sehr kleidsamen Schnittes.»

Als Quintessenz eines Besuchs in Solothurn mögen folgende Zeilen dienen:

«Der Aufenthalt in der Stadt Solothurn kann einem Fremden von Rang nicht zusagen; er würde sich bald langweilen. Auch der Fluß ist wenig fischreich; er fließt zu rasch, als daß man sich dort vergnügen könnte.»

Zum Schlusse fast versöhnlich, wird die Solothurner Landschaft gewürdigt:

«Zum Schlusse meiner Bemerkungen will ich Ihnen noch melden, daß die Umgebungen von Solothurn, obschon das hiesige Klima zu kalt ist um Wein zu erzeugen, dennoch höchst angenehm sind. Der Zugang zur Stadt von Basel her ist recht schön, die Landhäuser haben ein vornehmes Aussehen, welches dem Auge gefällt; aber die Einwohner sind keineswegs so gewerblich, wie diejenigen von Neuenburg; sie könnten das schönste Obst ziehen, aber sie scheuen die Arbeit.

Der französische Gesandte mietet sich für den Sommer ein Haus vor der Stadt; ein anderer Fremder würde kaum eines erhalten können, da die wohlhabenden Besitzer es als eine Schande ansehen würden, ihre Häuser zu vermieten. Es gibt keinen Mittelstand in Solothurn, entweder ist man sehr reich, oder arm.»

Beendet werden die Ausführungen mit der Bemerkung:

«Solothurn ist jene Stadt in der Schweiz, die von außen den schönsten Anblick bietet, die die prächtigste Ummauerung besitzt.»

Und gerade das Schönste, was Solothurn nach dem Briefeschreiber aufzuweisen hatte, die Schanzen, sind weitgehend dem Unverstand der Zeit zum Opfer gefallen!

Wenn auch diese Schilderungen uns als etwas zu negativ erscheinen mögen, sollen sie uns doch daran mahnen, dass in unserer Stadt nicht alles so war, wie wir Spätere es gerne sehen möchten.